

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 281.

Donnerstag, 22. Oktober.

1931.

„Die Faust im Unsichtbaren“ / Roman von R. Curt Irmler.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Ein Zusammenstoß und seine Folgen.

Auf einer der Terrassen am Gangesufer in der alten Stadt Benares schlenderte ein riesenhafter Europäer auf und ab, so, wie man es eben tut, wenn man kein bestimmtes Ziel hat und auch nicht sonderlich interessiert ist. Er trug Tropenhelm und weißen Anzug und hielt in der Hand einen Kodak.

Der einsame Mann war Georg Sanders. Er war erst zu Ende der Dreißig, doch hatten seine blonden Haare einen grauen Schimmer. Der erste Eindruck, den man von ihm bekam, war: Kraft. Kraft verrieten seine raumgreifenden, wuchtigen Schritte, verhaltene Kraft ließ jede seiner ruhigen Bewegungen ahnen.

Betrachtete man ihn dann näher, so gewahrte man, daß aus seinen entschlossenen grauen Augen eine nicht gewöhnliche Intelligenz leuchtete, daß die Runen des Erlebens, die als seine Fältchen um Mund und Augen lagen, den Zug der Güte nicht aus seinem breiten bartlosen Gesicht hatten fortstricheln können.

Eine bizarre Laune des Schicksals hatte ihn auf die andere Hälfte der Erdkugel verschlagen. Denn nichts hatte ihm ursprünglich ferner gelegen, als der Gedanke, einmal Tropenpflanzer zu werden. Er hatte Philosophie studiert und sein Ehrgeiz hatte ihn hoffen lassen, sich dereinst einen Lehrstuhl an irgendeiner Universität zu erobern.

Dann hatte er, als er dicht vor der letzten Prüfung stand, von einem kaum gekannten Verwandten große Plantagen auf Sumatra geerbt. Elternlos und sonst auch eigentlich alleinstehend war er in das ferne fremde Land gegangen. Das hatte ihn wie ein großer Polyp mit seinen Saugarmen festgehalten.

Der so ganz andere Lebens- und Wirkungskreis hatte ihn doch gefesselt. Fast unumschränkter Herr sein in der Tropenwildnis — das lag ihm. Überdies hatte er — auch dieser Wesenszug prägte sich klar auf seinen Zügen aus — von jeher die Abenteuer geliebt.

Nun suchte er sie auf Jagdzügen und Expeditionen, die ihn durch die halbe Welt geführt hatten.

Ganz aber verleugnete er den früheren Gelehrten doch nicht: er suchte in die Geheimlehren und Rätsel des fernen Ostens einzudringen. Auch diesem Forschertrieb zu Liebe unternahm er weite Reisen, der hatte ihn veranlaßt, jetzt übers Meer hierher zu kommen. Heute erst war er in Benares eingetroffen und hatte gleich nach einem Bad im Hotel eine Wanderung durch die Stadt unternommen.

Er blieb jetzt stehen. Zu seinen Füßen floss der Strom. In ihm und an ihm war ein Gewimmel kaum zu zählender Scharen von Gläubigen. Braun glänzten nackte Leiber. Das Wasser glitzerte auf ihnen. Inbrünstig tauchten die Körper in die heiligen Fluten. Zwischen den Menschen schwamm etwas Dunkles, tauchte auf, sah wie Hundeleichen aus, stieß fast an die bespülten Glieder, näher am Ufer zog Staub, von den Scheiterhaufen der Toten auf den Terrassen herabgeweht, seine aschgraue Bahn

Niemanden kümmerte es. War er doch heilig, der Ganges Und immer wieder und wieder tauchten die verzückten Gestalten.

Auf tief herabhängenden Schwingen trug die Luft einen schweren Brodem herbei. Stark duftende Blumen, Menschen, Staub, Straßenschmutz, Rauch — alle diese Ausströmungen quirlten durcheinander, verbanden sich unwillig zu einem Gemisch dem Geruch des Ostens.

Auf den Ufern ein buntes Durcheinander: weiße, grüne, schwarze Gewänder, Turbane aller Farben über braunen Gesichtern und auf all das brannte unbarmherzig die glühende Sonne.

Eine Disharmonie von Tönen hing in der Luft, quälte das Ohr. Sanders kehrte um und schritt durch die Gruppen, die sich um Yogis und Fakire herum sammengeballt hatten wie die Bienen um einen Honigtopf. Die zeigten dem Volke ihre Wunder und ließen in Sekunden Ähren aus dem Samentorn wachsen, lagen auf nagelgespitzten Brettern wie auf weichen Kissen, durchbohrten sich das schmerztaube Fleisch mit langen Nadeln.

Das alles kannte Sanders. Nicht umsonst hatte das „Kooperen Ploertje“, wie man drüben in Niederländisch-Ostindien halb mit beißendem Spott, halb im Gefühle wehrloser Ohnmacht die heiße Sonne nannte, seiner Haut die ledergelbe Tönung langen Tropenlebens gegeben. Aber nach Neuem, Interessantem, wie er so oft schon mitten im indischen Volksleben gefunden hatte, sah er heute vergebens aus. Schon wollte er umkehren. Er konnte dann gerade noch zum Diner im Hotel zurechtkommen.

Da hemmte der Anblick zweier Männer, die daher kamen, seine Schritte. Sie waren ein seltsamer Gegensatz. Steinakt, weißhaarig, gebückt war der eine. Haar und Vollbart seines Begleiters, der ihn stützte, und dessen unterseht gebauter Körper zwar durch Äste ausgemergelt, aber doch noch elastisch war, glänzten schwarz. Blicke die Augen des Greises in erloschener Stumpfheit, so glühte in denen des Jüngeren religiöser Fanatismus.

Beide trugen weiße, wallende Gewänder und mochten von weither kommen, denn sie waren bestaubt und hoben ihre Füße schwer und müde. In ehrfürchtiger Entfernung umgab sie und folgte ihnen eine Menge, die sich ständig vergrößerte. Etwas Geheimnisvolles umwitterte die beiden. Es mochten besonders einflußreiche Priester sein.

Sanders kam unwiderstehlich die Lust an, den Greis und seinen Begleiter zu fotografieren. Er wußte als Landeskennner, so etwas konnte gefährlich sein, in religiösen Dingen verstanden die Inder keinen Spaß. Aber er hoffte, in der Menge eingekleidet, die Aufnahme unbedenktlich machen zu können.

Hätte er den Ausdruck in den Augen des schwarzbärtigen Priesters bemerkt, der in seiner scheinbaren Versunkenheit den verhaßten Europäer schon lange mit Mißfallen unter den wahren Gläubigen bemerkt hatte, — er würde es vielleicht lieber unterlassen und sich zurückgezogen haben.

So bemerkte er auch nicht, mit dem Apparat beschäftigt, wie der Schwarzbärtige ein paar Worte zu dem Greis sagte und dann die Menschen, die ihm im Wege standen, kurzerhand beiseite schob. Er sah erst auf, als er sich plötzlich angeredet hörte.

„Wollen Sie, bitte, nicht photographieren, Sir,“ bat, nein forderte der Priester in tadellosem Englisch von ihm.

Grenzenloses Erstaunen, weil er überrascht war, etwas Beschämung — er kam sich fast wie ein ertappter Schuljunge vor — und Empörung stritten um die Oberhand in Sanders. Denn der Ton des Inders war, noch unterstrichen durch dessen eifige Ruhe, außerordentlich herausfordernd.

Sanders Blut geriet in Wallung. Allzugroße Selbstbeherrschung gehörte überhaupt nicht zu seinen Eigenschaften.

Der Inder konnte sich des anderen Schweigen, das daher kam, weil Sanders seine Erregung niederkämpfte, nicht recht erklären.

So wiederholte er seine Worte — diesmal lauter und er wurde immer erregter dabei. Er verlangte, daß ihm sämtliche Platten ausgeliefert würden, weil er fürchtete, Sanders könnte schon eine Aufnahme gemacht haben. Endlich war seine Rede kaum mehr etwas anderes als ein wütendes Zischen und mit heftigen Bewegungen zeigte er auf den Kodak . . . griff sogar danach.

Sanders war entschlossen, sich nicht aus der Ruhe bringen, sich aber auch nicht den Apparat aus der Hand reißen zu lassen. Mit einer gewissen gutmütigen Überlegenheit versicherte er dem anderen nur immer wieder, daß er noch keine Aufnahme gemacht habe.

Der aber hörte gar nicht zu, oder wollte das nicht glauben — jedenfalls gelang es ihm endlich, doch den Apparat zu packen.

„Goddam“ kam es grollend aus Sanders breiter Brust. Mit heftigem Ruck riß er den Kodak wieder an sich.

Der Inder verlor fast den Boden unter den Füßen und taumelte. Trotzdem aber gab er sich noch nicht.

Da schoß Sanders doch eine rote Welle ins Gesicht, aus war es mit seiner Selbstbeherrschung.

Noch ist hier der Weiße Herr, my boy“, preßte er zwischen den Zähnen hervor. Gleichzeitig lief ein Strahlen durch die Muskeln seines Körpers und mit schwerem Schläge schmetterte er von oben herab seine mächtige Faust auf das turbanbedeckte Haupt des Priesters.

Der wankte . . . riß sich doch mit solcher Energie zusammen, daß man fast erwartete, ein stählernes Klingeln in seinen Sehnen zu hören.

Er ballte die Fäuste . . . schäumte vor Wut — fort war die unerschütterliche Ruhe des weltabgewandten Inders. Es war ein prächtiges Bild: abwehrbereite Ruhe der eine — unerschütterlich fest im Boden wurzelnd.

Geschmeidig, geduckt wie ein Tiger vor dem Sprung, der andere, der braune Mann. Aus seinen schwarzen Augen brach solch ein unbeschreiblicher Haß, solch Verlangen nach Rache, solch freigewordene Mordlust — sie schienen des Feindes Antlitz und Glieder wie mit glühender Hitze zu sengen.

Aber dann geschah etwas Seltsames. Wortlos wandte sich der Sohn des Oitens ab. Die Gebote seiner Lehre waren stärker als seine Leidenschaften. Wie eine langsam heranrollende Riesenwelle nahm die Menge, die herumstand, ihn auf, schwemmte ihn hinweg.

Zwischen Europa, verkörpert in Sanders, und der asiatischen Menge sprang eine tiefe Kluft auf.

Augenblicke lang standen sie sich gegenüber. Der Abendländer hier, allein — in weitem Halbkreis um ihn die Geschlossenheit der in einem ihrer Führer beleidigten anderen Rasse.

Wie es bei solch zusammengeballtem Erleben oft ist: Sanders sah von all den Tausenden nur deren Augen. Daraus schien ihm das eine einzige ungeheure Auge eines Riesen zu werden, das ihn anstarrte, erfüllt von dem einen Wunsch: Vergeltung! Der freie Raum zwischen ihm und den Zahllosen schien sich mit Feindschaft mehr und mehr zu laden. Bald mußte aus der Drohung eine fürchtbare Tat werden.

Da rief eine kühle Stimme: „Hallo, Mr. Sanders, kommen Sie schnell.“

Sanders fuhr herum. Dicht hinter ihm hielt ein Kraftwagen, dessen Herannahen er überdört hatte.

Am Steuer saß ein langer, hagerer Engländer — sein Freund Edward Gilbert, der winkte: „Schnell, schnell! Ich kam wohl gerade zur rechten Zeit. Es ist nicht gut, länger zu warten.“

Der Schlag fiel hinter Sanders zu. In rasendem Tempo war der Wagen davon. Die sah einfallende Tropennacht verschluckte ihn. Das alles ging so schnell, daß es der Menge erst ins Bewußtsein drang, als es vorüber war.

Ohne sich noch länger aufzuhalten, reißt Sanders ab. Zurückgekehrt in die Einsamkeit seines Plantagenhauses sucht er das Erlebnis, das ihn quälte — es quälte ihn, weil er sich den Vorwurf der Unbeherrschtheit nicht ersparen konnte — zu vergessen.

Es gelang ihm, die Gedanken daran zu übertäuben. Mehr nicht. Da kam ein unerwartetes Ereignis zu Hilfe: ein Tiger hatte sich in der Gegend gezeigt.

Unruhe und Schrecken waren seine Trabanten. Der Plantagenherr setzte eine Jagd an — und atmete auf. Die Gefahr war ihm wie ein Strudel, in den man sich stürzen konnte, dessen Donnern alles andere übertäuben würde.

Er lud seine Freunde, sechs Nachbarn, gleich ihm Besitzer von Pflanzungen. Sie kamen von weit her. Eine Tigerjagd war kein alltägliches Ereignis mehr.

Sanders saß unter ihnen am Vorabend der Jagd auf der Veranda vor seinem Hause.

Die erste Erregung, durch die Begrüßung alter Freunde, die man lange nicht gesehen hatte, und nun unter solch interessanten Umständen wieder traf, stark aufgessamt und sich in lautem Durcheinanderschreien abenteuerlicher früherer Erlebnisse und immer derber werdender Anekdoten äußernd, fiel wie ein gewaltsam aufgewachtes Feuer in sich zusammen und glomm, jedoch in unverminderter Stärke, in der Brust jedes einzelnen weiter. So genoß bald jeder für sich die prickelnde Vorfreude.

Keiner sprach viel. Das Urwaldschwarz nicht weit vom Hause klang von zahllosen Tierstimmen wieder. Die Blütentelche öffneten sich und verströmten schwere betäubende Düste. Dann und wann schlug dumpf ein fliegender Hund ein Taumelflug an das Holz der Veranda. Die Sterne, die Gestalt gewordenen Geheimnisse der Unendlichkeit, funkelten und lodten.

„Stärkere Fesseln als die Schönheit der Tropen spüre ich noch nie“, sagte Sanders und betrachtete seine starken, muskelkräftigen Handgelenke, als wolle er in Wahrheit dort Kettenmale prüfen.

„Ach, gehen Sie“, brummte der hagerer Nynherr van Deventer, für den es Natur nur insofern gab, als man den Nuyen, den sie in Gestalt von Kaffee- und Tabakernten abwarf, berechnen konnte.

„Es gibt keine stärkeren Fesseln als die, zu denen die Blicke schöner Frauenaugen werden können — keine stärkeren, wenn man sie zuerst auch kaum spürt . . . und keine gefährlicheren, denn meistens kann man sie nie wieder abschütteln.“

In das bald wieder eingetretene Schweigen flatterten aus dem entfernt liegenden Malayendorf, vom Winde zerfäsert, abgerissene Fäden einspinniger Melodien von dumpf klingenden Instrumenten kommend, — man schien auch dort ein Fest zu feiern. —

Tropischer Abendfrieden! —

Und doch mußte in ihm etwas sein, lag irgendwo auf der Lauer . . . wenn auch keiner der Männer auf der Veranda etwas davon spürte. Man konnte auch kaum etwas davon merken, noch war es zu weit.

Ganz feine Sinne hätten vielleicht doch das Schreien des Unheils wahrnehmen können, obwohl nur einmal hier knackend ein Zweig brach, dort durch einen kleinen Baum ein erschrecktes Rütteln ging. Es war ein Schürsen, ein leises Knarren, ein heller kurzer Klang — aber alles nur irgendwo im Urwalde draußen. Doch dann war ein Zischen in der Luft — und das hörten auch die träumenden Männer vor dem Hause. Das Zischen wurde von einem knackenden Aufschlagen eingeholt . . . in der Holzwand der Veranda steckte ein langes, dünnes, zitterndes Etwas: ein Rohrpfiff!

(Fortsetzung folgt.)

Mühle im Tal.

Von Victor Kages.

Diese Mühle liegt im tiefsten Oberfranken. Außer der Mühle ist noch ein Gasthof da, und der heißt „Zur Forelle“. Nämlich hinter dem Gasthof fließt ein Bach, in den schaut eine Felswand hinein, vielleicht hat die Felswand in dem Bach schon einmal eine Forelle, in Freiheit sich tummelnd, gesehen. Das Auge des Großstädtlers erblickt den Fisch nur, wenn die Frau Wirtin den Zementbottich öffnet, der in den Bach eingebaut ist, und mit dem Catcher einen herausholt. Und wie die Großstädter so sind, fangen sie an, sich zweifelnd zu befragen, ob dieses Bächlein wirklich eine Wildbahn für Forellenjäger sei. Aber das ist natürlich eine echt großstädtische Gemeinheit.

Der Felswand gegenüber steigt der Tannenbergr an, es stehen auch Buchen dazwischen, und wenn man hinaufgekrabbelt ist, erschaut man überall an fallenden Hängen Tannen und Buchen und Felsenkätzchen, ein paar weiße Landstraßen schlängeln sich hindurch, und die Kerben sagen resigniert: ja, hier können wir nichts machen, hier müssen wir uns beruhigen

Ab und zu kommt ein Auto oder ein Motorfahrer, viel öfter kommt ein Ochsengepann. Der Wirt ist damit gar nicht zufrieden, unsereins aber findet das ganz in der Ordnung. Das Telefon steht in einem Kasten unten auf der gepflasterten Diele, dicht neben der Stube, wo ein Kestglein mit einem Dadel und zwei Jagdhunden einträchtig haust, und beifalls klingelt das Telefon alle 24 Stunden einmal. Am Sonntag ist es nur von 10 bis 12 in Betrieb; trotzdem lebt man und gedeiht sogar.

Der Dadel heißt: Echo. Und das einzige Problem, das sich bisher aufgedrängt hat, ist: ob man nun der oder das Echo sagen muß.

Hier sind nur wenige Leute, aber sie sprechen alle verschieden. Es ist ungefähr so, als ob eine kleine Delegation deutscher Stämme auf eine Südeinsel verschlagen worden wäre. Keulich gab es sich, daß diese Kunde dem Wirt gegenüber eine Verneinung auszubringen hatte. Einer sagte wahrhaftig: nein. Ein anderer: nee. Die Dame aus Laibach sagte: na. Und die Bayern jodelten: na! Es war, gerade um diese Stunde, auch ein einflussreicher Engländer zugegen, der leidlich Schuldeutsch sprach. Er wollte bei diesem Nacheinander von Negationen in den Knien, war zutiefst verwirrt, und erst ein Vorbeutler brachte ihn wieder ins Gleichgewicht.

Die Kellnerin, die aber noch zwanzig andere Beschäftigungen hat, wird Phini gerufen. Das kommt von Josephine, und man muß es daher wohl so schreiben, wie es hier geschrieben steht, obwohl zur Ausrottung des ph aus der deutschen Sprache eigentlich kein Vorstoß zu lahn ist. Aber wenn man „Phini“ schreibt, droht die Gefahr, daß ganz Gewichte, die sich bei solchen Gelegenheiten gern ihres französischen Unterrichts bedienen, auf der letzten Silbe betonen, und das kann man doch dem armen Mädchen nicht antun.

Phini ist gewachsen wie die Tannen auf dem Berge, hat hochblondes Haar und ein so ehrliches Mundwerk, daß einem mitunter bange werden kann. Als eine der Damen abreiste, um einen Kurort aufzusuchen, sagte Phini zu dem zurückbleibenden Gatten: „Wissen's, so was würd' i freilich net machen an Jhrra Stell! Goben's denn a Garantie, daß sie net an Hausfreund mitnimmt?“ Das geschah mittags beim Servieren, als die Stube voller Gäste war. Der Mann ist am nächsten Tag ebenfalls abgereist. Es scheint, daß die bayerische Geradheit seiner guten Laune nicht sehr zuträglich gewesen ist. Vielleicht hat er's auch mit der Angst gekriegt und ist, zumindest innerlich errötend, ihren Spuren gefolgt. Phini schwört darauf.

Wenn man den Wirt und seine Frau ansieht, muß man an Pat und Patathon denken. Er dürrt wie eine Latte, sie kugelrund. Aber sie verbreiten keineswegs Heiterkeit. Mag dieses Tal auch noch so abgeschieden sein: das gräuliche Spinnentier, die Krise, hat es mit seinen langen Armen erreicht, und Pat und Patathon lassen die Lippen hängen.

Wollte wenigstens die Sonne scheinen! Aber sie ist wohl der Meinung, daß es genügt, wenn man sie im Herzen hat. Über der roten Wand lagert blauschwarzes Gewölk, ein kalter Wind geht durchs Tal, der große grüne Kachelofen in der Gaststube wird mit Holzstößen gefüllt, und hat man einen halben Tag schon artig gewartet, ob sich das Wetter bessern werde, fängt es gewiß zu regnen an.

Dann tritt der dicke Doktor aus Nürnberg in Tätigkeit, einer jener Beneidenswerten, deren Frohsinn angelächelt wird von der Trübsal der Anderen, und die ihren Mitmenschen auf diese Weise über die seelische Waise hinweghelfen. Der Doktor turbelt das Grammophon an, sechs Platten sind vorhanden, Schnadahüpfer, Märche und selbstverständlicher der Tauber Richard, immer wieder wendet der Doktor die Platten, dreht die Kurbel, eine Dame nach der anderen schleift er durch den engen Raum. Der Doktor behauptet: er tanze, und wenn man darüber auch geteilter Ansicht sein kann, so ist doch nicht zu bestreiten, daß die Damen glühende Gesichter kriegen und lachen, während die Herren Pfir-

sichbowle bestellen, was den Wirt zu einem kleinen Aufsatzen veranlaßt.

Er hat gewiß etwas für sich, gelegentlich einmal das zu kultivieren, was die einen Menschen harmlose Fröhlichkeit, die anderen Stumpfheit nennen. Wenn aber sechs Grammophonplatten von 8 bis 11 ohne Pause abwechselnd rotiert haben, hüst aller Wille, sich anzupassen, nichts mehr. Blödsinn ist man draußen, die Tannen tropfen, unheimlich lauert die Nacht im Walde. Hier könnte jetzt im fahlen Licht des abnehmenden Mondes, der flüchtig durch zerrissenes Gewölk blickt, das Böcklin'sche Einhorn aus dem Dickicht treten. Man schaudert schön, atmet die Stille, und dann ertappt man sich dabei, wie die Lippen rund werden und eine Schmalzmelodie pfeifen

Das monotone Rauschen des Baches unterm Fenster schlafert ein. Man zieht die Decke über die Ohren, es ist kühl, und während das helle Bewußtsein langsam und weich zerfließt, steigt aus dem Rauschen ein seltsamer Unterton auf. Er klingt zunächst wie das ferne Weinen eines kleinen Kindes, dann formen sich Rhythmen, und schließlich ist die Operettenmelodie wieder da. Anscheinend hat die Grammophonmadel die allzu willige Gehirnmasse gerippt, aber wehren kann man sich nicht mehr.

So wird allmählich aus einem musikalischen Abend ein neuer Tag.

In der Mühle ist eine Posthilfsstelle. Die Briefe verteilt die Müllerstochter. Als das Auto kommt, ist sie gerade mit dem Zurechtmachen von Schweinefutter beschäftigt. Da trocknete sie sich die Hände an der Schürze ab, nimmt die Ledertasche entgegen, schnallt sich eine blaue Binde mit gelbem Posthorn um den Arm und trampelt hinüber zum Gasthof.

Nun könnte ja diese Müllerstochter eine ungemein reizvolle Abwechslung im täglichen Einerlei sein, aber leider hat sie eine überlebensgroße habsburgische Unterkiefer, zwei außergewöhnlich schön modellierte Kieferbeine und eine Haarfrisur, die von den Urvohnern der prähistorischen Höhle in der Felswand am Forellenbach abzustammen scheint. Wenn sie mit den Augen lächelt, mit diesen großen blauen Kulleraugen, wird man lebhaft an die mechanischen Kellnerfiguren erinnert, die ihre Pupillen wägen wie die Rummeln. Die Müllerstochter bietet also bedauerlicherweise keinerlei Anlaß zu Lyrikern, und eine der anderen Damen anzusehen wäre lebensgefährlich, denn jede dieser Damen hat entweder einen sehr wachsamem Gatten oder einen noch wachsameren inoffiziellen Beobachter bei sich. Da der Himmel sich keineswegs aufgeheitert hat, bleibt einem nichts übrig, als eifrige Studien über Frankenwein und Leberknödel aufzunehmen.

Vier Wochen hier im Regen und man würde ein Falschaff geworden sein. Aber es gibt jenseits dieses Mühltals noch eine andere Welt. Die wird dafür sorgen, daß der Schneider an der Weste nichts zu ändern braucht. Und es ist beinahe so gut wie sicher, daß man, zurückdenkend, die Müllerstochter hinreichend schön findet, und daß man die felsenfeste Überzeugung gewinnt: der Bach hinter dem Gasthof wimmelt von halbmeterlangen Forellen.

Es geht nichts über die Verklärung.

Der Feigendistelfkrieg.

Eine Ruppflanze wird zur Landplage. — Mottenraupen gegen Kaktien. — Schildläuse, die nicht gedeihen wollen.

Von E. Conz.

Jeder, der einmal in den Süden kam, vornehmlich an das Mittelmeer, kennt die Feigen- oder Fadeldistel, eine Kaktienart. Denn mancher Landschaft verleihet sie geradezu das Gepräge, diese eigenartige Pflanze mit ihren, einem Tennisschläger ähnlichen, oft goldbilden zähen Gliedern, auf denen im Frühjahr walnußgroße, rote Früchte leuchten. Monate hindurch bieten diese Früchte in manchen Gegenden der Bevölkerung Nahrung, und überall wird die Feigendistel ihres üppigen Wuchses wegen als Zaun verwendet.

Aber auch das Gute kann einmal zum Übel werden. So müssen die Farmer im östlichen Australien von der Feigendistel als einer wahren Landplage sprechen, und seit Jahren liegen sie mit der Pflanze im Kriege. Diese war ursprünglich in Australien gar nicht einmal heimisch. Im Jahre 1838 erst wurde sie von einem englischen Arzt eingeführt, und zwar in einem einzigen Exemplar, das in einem Blumentopf vegetierte. Der Engländer hatte große Pläne mit ihr. Er wollte die Cochenille, die Kaktusschildläuse, züchten, die damals zur Bereitung des Karmins benutzt wurde und in manchen Ländern eine große wirtschaftliche Rolle spielte.

Leider hatte der Engländer mit seinen Versuchen keinen Erfolg. Ob die Kaktusschildläuse das trockene australische Klima nicht vertrug oder ob die Feigendistel nicht die zur Cochenillezucht geeignete Opuntienart war, spielt hier keine Rolle. Auf jeden Fall gingen die Kaktusschildläuse ein, obwohl die Feigendistel sich lawinenartig vermehrte. Niemand machte sich damals Sorgen

um die rasche Zunahme. Man hoffte im Gegenteil, die Kältee würde sich doch noch insofern bewähren, als sie im Bedarfsfalle eine natürliche und billige Futterreserve für das Vieh bilden könnte.

Aber auch diese Hoffnung erfüllte sich nur zum geringen Teil. Dagegen begann das unaufhaltbare Wachstum der genügsamen Pflanze zu einer Gefahr für die Farmen zu werden. Mäh-sam urbar gemachtes Ackerland wurde von ihr verfrachtet, und mancher Bauer floh geradezu vor ihr. Solange in dem ganz dünn besiedelten Land noch genügend fruchtbarer Boden vorhanden war, konnte immer noch Ersatz für die von der Feigendistel eroberten Ländereien gefunden werden. Doch um die Jahrhundertwende war der Zeitpunkt gekommen, da sich auch die Regierung der Gefahr nicht mehr verschließen konnte. 1910 hatte die Pflanze 80000 Quadratkilometer bepflanztaren Bodens erobert. 1916 hatte sie sich schon auf ein Gebiet von rund 100000 Quadratkilometern ausgebreitet. Zur gleichen Zeit waren in Australien im ganzen nur 70000 Quadratkilometer Land unter dem Pflug.

Dringende Abwehrmaßnahmen erschienen erforderlich. Zuerst versuchte man es nochmals mit der Einführung der Kattus-schildlaus. Doch auch dieses Mal mißlang das auf breiter Grund-lage unternommene Experiment. Nun versuchte man die Ver-nichtung der Feigendistel durch Menschenkräfte, Tiere und Maschinen. Man ging mit Arsenik und anderen Giftstoffen gegen die Land-plage vor. Doch auch hiermit konnte trotz der großen Unkosten kaum etwas erreicht werden, und außerdem wurden durch das Gift Nuzzpflanzen und Tiere gefährdet.

Schließlich gelangte man zu der Überzeugung, daß der Feigendistel nur durch ein Insekt Abbruch getan werden konnte. Die Frage war nun: Welches Insekt? Ihre Beantwortung nahm nicht weniger als zehn Jahre angestrengter Forschungen in An-spruch. Endlich entdeckte man in Uruguay den Netter aus der Not, eine Motteart, *Cactoblastis*, die widerstandsfähig genug war, um sich auch in Australien halten und vermehren zu können. Versuchsweise wurden von Uruguay 2500 Eier dieser Motte nach Australien eingeführt. Die Mottenraupen krochen aus und wurden in einem Feigendistel „feld“ ausgelegt und dort ständig beobachtet. Innerhalb von vier Jahren hatten sie sich derartig vermehrt, daß 1930 das australische Bundesamt zur Bekämpfung der Feigendistel eine halbe Milliarde Motten Eier abgeben konnte.

Die Motte legt ihre Eier in dattelförmigen Trauben zu je 75 Stück. Innerhalb drei bis sechs Wochen kriechen die Raupen aus. Die Larve bohrt sich sofort in ein Kattenglied ein und höhlt es von innen aus. Wenn sie eine Länge von einem Zoll erreicht hat, spinnst sich die Raupe in der Pflanze selbst ein, um sich später nur noch fünf Tage lang ihres Lebens als Motte zu erfreuen.

Die befallene Pflanze geht ohne Ausnahme ein. Die Glieder verlieren bald ihre sattgrüne Farbe und nehmen ein fahles Gelb an. Innerhalb zwei, höchstens drei Monaten, wenn die Motte sich entpuppt hat, ist die Feigendistel, die ihr als Hauswirt und Nährmutter dienen mußte, vernichtet.

Obwohl die Zucht der *Cactoblastis* augenblicklich noch in den Kinderschuhen steht, ist es doch schon gelungen, insgesamt 4000 Quadratkilometer Land von der Feigendistel zu säubern.

W du mein Österreich!

Von Wilhelm v. Hebra.

Irgend wie.

In den achtziger Jahren war Graf Taaffe österreichischer Ministerpräsident. Taaffe war der prominenteste Vertreter des „Kortwurstelns“, und von einem bedenkenlosen und opti-mistischen Fatalismus.

Eines Tages sagte ihm ein alter, sehr patriotischer und klar blickender Politiker, Österreichs Lage scheine ihm höchst verworren und ohne Aussicht auf Besserung. Er schloß mit den Worten: „Was soll daraus werden?“

Taaffe erwiderte: „Irgendwie wird's schon werden, denn es war noch niemals so, daß es nicht irgendwie geworden wäre.“

Mitgefühl.

Der einstige Generaldirektor der österreichischen Länders-bank, namens Palmer, gehörte zum engeren Freundeskreis des Kaisers Franz Joseph, welcher eine lebhafteste Sympathie für Palmer hatte und ihn oft zur Lärspartie bei der Frau Schrott zuzog. Eines Tages erzählte diese dem Kaiser, daß die Ländersbank große Verluste erlitten habe. Franz Joseph war bestürzt und sagte: „Das ist ja schrecklich. Wenn nur der liebe Palmer nichts davon erfährt.“

Eisenbach.

Nach Girardis Tod war Eisenbach Wiens bester und be-liebtester Komiker. Sein Sohn war Reserveleutnant im Wiener Dragonerregiment, jung und übermütig und ohne Verständnis für militärisches Wesen, ließ sich während seiner

Waffenübungen manchmal Verstöße zuschulden kommen, und einmal auch einen so arger Art, daß der Verlust der Offiziers-charge unvermeidlich schien. Die Verwandten drangen in den Vater, er solle seine Verehrer und Freunde, deren manche in hohen Stellungen waren, bitten und bestürmen, daß sie das Unheil durch Fürsprache abwehren. Eisenbach aber, der seine einzigartige Komik wohl zu schätzen wußte, und überdies seine Osterreicher kannte, und die ungeheure Macht, die Komik auf sie übt, erwiderte: „Ich werd nix herumherwenzeln bei Excellenzen und großen Herren. Ich werd im Offizierskafino einen Vortrag halten. Das Offizierskorps möcht ich sehn, das dann noch mir kann eine Kränkung tun.“

In der bald nach dem Vortrag stattfindenden, den Fall des jungen Eisenbach behandelnden Offiziersversammlung herrschte Ratlosigkeit und eine gewisse Verlegenheit, bis der Rittmeister Graf Hettingen sagte: „Der junge Eisenbach ist ein unmöglicher Offizier. Aber was soll man machen? Der alte Eisenbach ist so fürchtbar komisch. Es geht doch nicht, daß wir ihm einen Schmerz zufügen.“

Hettingen fand allgemeinen Beifall. Eisenbachs Sohn war gerettet.

Wiener Titulierung.

„Habe die Ehre, Herr Baron! Wie steht das werte Be-finden, Herr Baron? Schon bestellt, Herr Baron?“

„Herr Ober, ich sagte ihnen schon, daß ich nicht „Baron“ bin, sondern nur „von“.“

„Abarr Herr Baron, i bitt Seh, Herr Baron, wann Seh ein wirklicher Baron wärn, Herr Baron, dann tät ich Seh nicht „Baron“ nennen, Herr Baron, dann tät ich doch sagen: „Herr Graf“.“

Adoption.

Der Baron Dolensky wurde von seinem Onkel, dem Grafen Rotinsky, adoptiert. Er benutzte daraufhin Visiten-karten mit folgendem Text:

Le comite Rotinsky — né Baron Dolensky.

Welt u. Wissen

Wir leben von Edelgasen. Daß die Luft dem Menschen den lebensnotwendigen Sauerstoff liefert, ist eine allbe-kannte Tatsache; die 79 Prozent Stickstoff, die noch außer-dem in der Luft enthalten sind, verdünnen den Sauerstoff. Nun gibt es aber in der Luft auch kleine Mengen von Edel-gasen, mit denen sich die Chemie in letzter Zeit immer ein-gehender beschäftigt hat. Diese Gase sind jedoch nur in ge-ringen Spuren vorhanden: man findet in 1000 Liter Luft 931 Liter Argon, 0,015 Liter Neon, 0,005 Liter Helium, 0,000005 Liter Krypton und 0,0000006 Liter Xenon; außerdem sind es die chemisch trägsten Elemente, die niemals Verbin-dung mit andern Stoffen eingehen. Aus diesem Grunde hatte sich die Biologie bisher um diese Edelgase nicht ge-kümmert, von denen ja eigentlich nur das Argon ernthast in Betracht kommen kann. Wie Dr. P. Magdeburg in der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ ausführt, haben aber jetzt die Versuche des amerikanischen Gelehrten Hershey ganz überraschende Ergebnisse gebracht. Die Vereinigten Staaten besitzen einen großen Reichtum an solchen mineralischen Edelgasen und welche praktische Bedeutung ihre Ausnützung gewinnen kann, zeigt die Füllung des neuen Riesenluft-schiffes mit Helium. Die Wirkung künstlicher Luftmischun-gen wurde nun im Tierversuch erprobt. Man brachte weiße Mäuse in eine Atmosphäre, die Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenäure in normaler Mischung enthielt, in der aber sämtliche Edelgase fehlten. Die Folge war, daß die Mäuse nach wenigen Tagen eingingen, während die Kontrolltiere, die in Käfigen lebten, deren Luft Argon enthielt, gesund weiterlebten. Daraus ergibt sich, daß das Argon, mag es auch chemisch noch so träge sein, eine Rolle im Ablauf der Lebensvorgänge spielt, über die wir freilich noch nicht das geringste wissen. Ersetzt man die 79 Prozent Stickstoff der Luft durch Argon, dann wirkt dieser Lebensraum tödlich. Es scheint also, als ob die Bedeutung des Stickstoffs nicht nur darin besteht, den Sauerstoff zu verdünnen, sondern daß auch er die Lebensvorgänge beeinflusst. Aber dem wider-spricht die Tatsache, daß in einer Atmosphäre von 79 Proz. Helium und 21 Proz. Sauerstoff die Mäuse monatelang ohne jedes Zeichen von Schwäche lebten. Danach könnte also der Stickstoff durch Helium in der Luft ersetzt werden. Jeden-falls sind die bisher noch kaum beachteten Edelgase für unser Leben notwendig, und es eröffnet sich also der Ausblick auf eine neue Wissenschaft mit neuen Fragen und neuen Rätseln. Die praktischen Amerikaner glauben, daß diese Versuche für die Erzeugung künstlicher Atmungs-luft bei Tiefseetauchun-gen, in Unterseebooten und Bergwerken ausgenutzt werden können.